

– LESEPROBE –

Sarah Dreher **Solitaire und Brahms**

»Also«, sagte Connie am Montagmorgen beim Kaffee, »bei dir muß es ja noch hoch hergegangen sein, als wir am Samstag weg waren.«

Shelby tat sich Milch in den Kaffee. »Was?«

»Du strahlst geradezu.«

»Ach ja?«

»Allerdings.«

Unwillkürlich stieg ihr die Farbe ins Gesicht.

Connie bemerkte es. »Ha!« sagte sie und griff nach Shelbys linker Hand. Sie schaute hinab, dann wieder hinauf, und Verwirrung glitt über ihr Gesicht. »Wo ist der Ring?«

»Es gibt keinen Ring«, sagte Shelby und zog Connie die Hand weg.

»Dann«, sagte Connie und versetzte Lisa mit dem Ellbogen einen Stoß in die Rippen, »muß dieses Strahlen einen anderen Grund haben.« Sie grinste beinahe anzüglich. »Los, Shel. Erzähl schon. In allen Einzelheiten.«

»Da gibt es nichts zu erzählen«, sagte Shelby fest. »Ray ist noch ein bißchen geblieben, als ihr wegwart, wir haben uns unterhalten, und dann ist er nach Hause gefahren.«

»Aha«, sagte Connie und rollte mit den Augen. »Ihr habt euch unterhalten.« Mit Blicken forderte sie Lisa, Penny und Jean auf, sie in ihrer Neckerei zu unterstützen.

Penny und Lisa grinsten. Jean sah zu Boden.

»Wir haben uns gestritten.«

»O nein«, sagte Lisa.

»Es war ein Streit. Nicht das Ende der Welt.«

»Habt ihr euch wieder versöhnt?«

»Ja, Lisa, wir haben uns wieder versöhnt.« Deine Träume sind nicht in Gefahr, dachte sie. Das Leben ist genauso wundervoll, romantisch und bilderbuchmäßig, wie du es dir wünschst. Die Welt der Zeitschrift für die Frau.

»Hört mal«, sagte Connie, »gehen wir heute abend ins Kino?«

Shelby schüttelte den Kopf. »Ihr werdet ohne mich gehen müssen. Ich habe meiner neuen Nachbarin versprochen, daß ich ihr beim Einrichten helfe.« Das war nicht völlig gelogen. Sie hatte sich selbst geschworen, daß sie Fran helfen würde.

»Dann ist die Wohnung endlich vermietet?« fragte Lisa. »An wen?«

»Eine Frau, ungefähr so alt wie wir. Ich habe sie nur ganz kurz gesehen.«

»Was macht sie hier?« wollte Connie wissen.

»Ihren Collegeabschluß.«

»Woher kommt sie?« fragte Penny.

Sie stellte fest, daß sie nicht darüber sprechen wollte. Als ob sie Fran vor ihnen schützen wollte. »Das hat sie nicht gesagt.«

»Aber was hat sie denn gesagt?« verlangte Connie zu erfahren.

»Hallo.«

Jean nahm einen großen Schluck aus ihrem Kaffeebecher, aber Shelby hatte schon gesehen, wie ein Lächeln über ihr Gesicht glitt.

Rasch sah Shelby von ihr weg. Wenn sie jetzt Jeans Blick begegnete, könnte das einen schwerwiegenden Anfall verschwörerischen Kicherns zur Folge haben.

»Und sonst«, fuhr Connie unbeirrt fort, »was hat sie sonst noch gesagt?«

»Eigentlich gar nichts. Wir haben übers Wetter gesprochen, ich habe ihr Hilfe beim Auspacken angeboten, sie hat abgelehnt. Sie hat mir Hilfe beim Aufräumen angeboten, ich habe angenommen.

Das war alles.« Sie wandte sich zu Jean. »Ich muß etwas mit dir besprechen. Wegen des letzten Manuskripts, das du weitergegeben hast. Okay?«

»Kein Problem«, sagte Jean. »Jetzt gleich?«

»Ich komme mit«, mischte sich Penny ein. »Ich kann bestimmt etwas dabei lernen.«

Penny zeigte weiterhin großen Eifer. In den Wochen, seit sie bei der Zeitschrift angefangen hatte, war sie Shelby hart auf den Fersen geblieben, hatte Fragen gestellt, war dem Wieso und Warum jeder redaktionellen Entscheidung Shelbys nachgegangen. Wenn Shelby zuviel zu tun hatte oder Anzeichen von Gereiztheit zu zeigen begann, wandte sie ihre Aufmerksamkeit einem anderen Mitglied der Kantinenclique zu. Wie ein geistiger Straßenkehrer saugte sie jedes Körnchen Information auf, das sie finden konnte. »Diesmal nicht«, sagte Shelby. »Dies ist reine Routinesache.«

»Wir können an meinem Schreibtisch arbeiten«, bot Jean an, als sie aufstanden.

»Ich habe alle Sachen in meinem Büro. Dort geht es schneller.« So gut sie konnte, ignorierte Shelby die angespannte Stimmung, die sie eben verursacht hatte, und lächelte den anderen kurz zu. »Bis zum Mittagessen.«

Sie betätigte den Schalter für die Neonleuchte an der Decke. Charlotte, ihre Bürokollegin, die älter war als sie und sich lebhaft an die Rationierungen im Zweiten Weltkrieg erinnerte, hatte einen Tick, was das Lichtausschalten betraf. Als Shelby die Leuchte das erste Mal hatte brennen lassen, hatte Charlotte sich dermaßen darüber aufgeregt, daß Shelby es für leichter befunden hatte, dieselbe Manie zu entwickeln, als ihr Leben sowie Charlottes geistige Gesundheit zu riskieren.

Das Büro war klein, aber gemütlich. Die Schreibtische standen einander gegenüber, eine Handbreit voneinander entfernt. Charlottes Schreibtisch stand direkt am Fenster und war mit Zeichnungen, Fotos und Layouts bedeckt. Am Wandbrett hinter ihrem Drehstuhl waren Skizzen der neuen Herbstmode der eher konservativen Häuser befestigt. Die Zeitschrift für die Frau hielt sich vom Unkonventionellen und Exotischen fern. »Was unsere Konsumenten von uns erwarten«, sagte Charlotte oft, »sind Eleganz und guter Geschmack.«

Charlotte bezeichnete ihre Leser gern als ›Konsumenten‹. Shelby stellte sich vor, wie im ganzen Land Hausfrauen der oberen Mittelschicht in ihrer sonnigen Frühstücksecke saßen und in seliger Gemütsruhe die Zeitschrift für die Frau kleinschnitten und verzehrten.

Ihr eigener Schreibtisch stand etwas mehr im Schatten und war hochgetürmt mit Manuskripten. Ihr Telefon stand genau auf einer Ecke des Tisches. Bleistifte lagen in perfekten Reihen unter der Leselampe. Ihre Schreibtischunterlage war leer, und ihre Notizen waren sorgfältig in Mappen verstaut.

»Es ist so ordentlich«, sagte Jean. »Wie auf einem Operationstisch.«

Shelby lachte ein wenig verlegen. »Im Gegensatz zu meiner Wohnung. Ich versuche, mich nicht allzu breit zu machen. Wenn wir uns erst besser kennen, werde ich Charlotte mein wahres Ich sehen lassen.«

»Wie ist sie denn so?« Jean wanderte hinüber zum Wandbrett und studierte die Skizzen.

»Das weiß ich noch gar nicht so genau. Sie ist sehr oft weg. Sehr zielstrebig. Ich weiß nicht viel über ihre Arbeit, und sie weiß nicht viel über meine. Ich glaube, sie toleriert mich.«

»Du brauchst ein Wandbrett«, sagte Jean.

»Was soll ich denn darauf anbringen?«

»Zeitungsausschnitte über Serienmörder. Magst du sie?«

»Charlotte?« Shelby zuckte mit den Schultern. »Klar, sie ist in Ordnung. Ich meine, sie ist nicht hinterhältig oder so.«

Jean hatte ihre Besichtigung des Büros abgeschlossen und hockte sich aufs Fensterbrett. »Was habe ich angestellt, Chefin?«

»Nichts. Ich wollte nur mit dir reden . . .« Sie hob rasch die Hand. »Nicht so wie neulich. Ich muß mich dafür unbedingt noch einmal entschuldigen. Es war feige und gemein, und ich habe ein ganz schlechtes Gewissen deswegen.«

»Es ist schon gut«, sagte Jean.

»Ich glaube, dadurch ist eine Mauer zwischen uns entstanden. Zumindest hatte ich bei der Party den Eindruck. Das will ich nicht.«

»Ach, ich bin darüber hinweg. Ich hätte es an deiner Stelle wahrscheinlich genauso gemacht. Connie kann einen ganz schön einschüchtern, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat.«

»Sie meint es nicht so«, sagte Shelby. »Sie ist nur sehr geradeheraus.«

»Es sind nicht ihre Beweggründe, die verletzend sind, sondern ihre Methoden.«

»Ich weiß«, sagte Shelby. »Es tut mir leid.«

»Bitte hör auf, dich zu entschuldigen. Wahrscheinlich bist du nur eine Vollstreckerin ihres Karma.«

»Ihres was?«

»Schicksal, Vorhersehung. Es ist ein Begriff aus der östlichen Religion.«

Shelby lachte. »Du kennst dich mit den merkwürdigsten Sachen aus.«

»Essen und Religion. Viel merkwürdiger wird es nicht.« Jean sah aus dem Fenster. »Tage wie heute sind trügerisch. Die Sonne kommt heraus, und man meint, es ist warm, aber das stimmt gar nicht. Man sieht der Luft die Kälte förmlich an.«

Neugierig geworden, ging Shelby zum Fenster und schaute hinaus. Die Luft hatte etwas Kristallklares, in dem das Sonnenlicht zitronengelb aussah. Die Bäume auf der anderen Straßenseite, die Häuserecken und Fenster, sogar die vorbeifahrenden Autos schienen wie von einem detailverliebten Künstler mit nadelspitzem Bleistift gezeichnet. »Stimmt«, sagte sie. »Das ist mir noch nie aufgefallen.«

»Mein Problem ist«, sagte Jean und warf ihr einen Blick zu, »mir fällt alles auf. Es macht mich wahnsinnig.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Bei der Party auch. So wie Ray kam, warst du angespannt. Kein Wunder, daß ihr euch gestritten habt.«

Shelby spürte den wohlbekanntem Impuls, sich zu verstecken. Sie kämpfte dagegen an. »Er will heiraten«, sagte sie. »Ich weiß nicht genau, ob ich schon soweit bin. Ich fühle mich irgendwie . . . na ja, bedrängt. Ich meine, ich will ihn ja heiraten, irgendwann. Aber im Moment ist einfach alles zu neu.«

»Das versteht er doch, oder?«

Sie nickte, dann lachte sie ein wenig. »Aber du kennst ja Ray.«

»Liebst du ihn?«

»Natürlich.«

»Dann ist es doch egal, ob du ihn dieses oder nächstes oder übernächstes Jahr heiratest, oder?«

»Ja, wahrscheinlich hast du recht.« Shelby lehnte sich gegen die Wand und spürte das erste tiefe Brummen eines Kopfwehs. »Aber er sieht das anders. Wir treffen uns morgen abend, und ich weiß, daß er auf eine Verlobung drängen wird.«

»Laß ihn doch. Du kannst nein sagen, oder du kannst die längste Verlobungszeit der Menschheit haben.«

»Hmm.« Shelby massierte sich den Nacken. »Aber du weißt, was es bedeutet, wenn wir uns morgen abend verloben.«

Jean grinste. »Ja, sicher. Schon wieder so eine blöde . . .«

»Party«, sagten sie gemeinsam.

»Ich habe die Nase gestrichen voll von Partys«, sagte Shelby.

»Ich auch. Du amüsierst dich ja wenigstens noch manchmal. Für mich ist es die Hölle.«

»Immer?«

»Fast immer. Wenn deine Mutter da ist, ist es leichter. Dann muß man keine Angst haben, daß einem der Gesprächsstoff ausgeht.«

»Das stimmt«, sagte Shelby mit einem Lachen. »Wenn Libby erst einmal loslegt, kriegt man kein Wort mehr dazwischen.«

Jean sprang vom Fensterbrett herunter. »Ich gehe jetzt wohl besser wieder an die Arbeit. Bis heute mittag.«

Sie stieß beinahe mit Charlotte May zusammen, die in einem gepflegten leichten Wollkostüm, Handschuhen und Hut durch die Tür hereinwirbelte. Charlotte war eine kleine, gedrungene, energische Frau Ende vierzig. Im Büro ging der treffende Spruch herum, daß Charlotte May genau zwei Gänge hatte: Wirbeln und Sitzen. Sie setzte sich.

»Guten Morgen«, sagte Shelby, während sie zu ihrem Schreibtisch zurückging. »Sie sehen heute aber sehr festlich aus.«

Charlotte pflückte ihren Hut ab und warf ihn auf den Schreibtisch. Sie zog sich die Handschuhe von den Händen. »Nicht aus freien Stücken, das können Sie mir glauben. Was für ein Tag! Frühstückssitzung, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie das Es-

sen war – und das soll keine Empfehlung sein. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, nehmen Sie sich vor dem Breadstone in acht.«

»Ich werde es mir merken.« Shelby blätterte durch den Mappenstapel und beschloß, Pennys Auswahl zu lesen. »Scheint in Hartford die Sonne?«

»Nein.« Charlotte griff in ihre Schreibtischschublade und zog eine Schachtel mit einem Paar neuer weißer Handschuhe hervor. Sie legte sie unter ihren Hut. »Und ich muß heute nachmittag noch einmal hin, zu einer Modenschau bei Jordan. Mit einem Fotografen im Schlepptau. Fragen Sie mich nicht, warum, ich weiß es nicht. Ich hoffe, sie geben mir nicht wieder dieses ungehörige Kind mit . . . wie heißt er noch . . . Jerry.« Sie lächelte Shelby rasch zu. »Wie sieht es bei Ihnen heute aus?«

»Wie immer.« Sie wählte ein Manuskript aus, las einige Absätze, legte es weg. »Charlotte, sagen Sie, Sie waren doch verheiratet . . .«

»Jung und oft«, sagte Charlotte.

»Glauben Sie, es ist gut oder schlecht für die Karriere?«

»Für einen Mann das Beste, für eine Frau das Schlechteste.« Charlotte sah von ihren Notizen auf. »Warum? Denken Sie daran, in den Hafen der Ehe einzulaufen?«

»Vielleicht.«

»Dann können Sie Ihre Aufstiegschancen vergessen. Hier ist man überzeugt, daß eine verheiratete Frau jeden Moment abspringt, um Kinder zu bekommen. Egal, was Sie ihnen versprechen, sie werden Ihnen nicht glauben. Damit werden Sie zu einer Last.« Sie klopfte auf den Schreibtisch. »Dies ist die Endstation, Kindchen.«

Shelby runzelte die Stirn. »Aber Sie haben es zur Redakteurin gebracht.«

»Weil ich ein Tyrann bin. Sie sind ein anständiger Mensch, Shelby, und anständige Menschen müssen doppelt so schnell laufen, nur um stehen zu bleiben.«

»Ist das nicht etwas zynisch?«

»Nein, Schätzchen, das beruht allein auf Erfahrung.« Sie stand auf, öffnete das Fenster, und zündete sich mit ihrem silbernen Feuerzeug eine Tareyton an. »Ich habe hier in der Redaktion gute Frauen kommen und gehen sehen. Talentierte, kluge Frauen. Und sobald sie anfangen, von Hochzeit zu reden . . .« Sie stach mit ihrer

Zigarette in die Luft. »... ist es vorbei. Schauen Sie sich doch um. Wie viele verheiratete Frauen gibt es hier bei uns? Wenn man die Lektoren, Volontäre und Hilfskräfte nicht mitzählt. Frauen mit ein bißchen Macht und Verantwortung.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Shelby. »Sie. Und Harriet Palmer in der Kunstredaktion ...«

»Witwe«, korrigierte Charlotte sie.

»Mary Birnbaum in der Anzeigenabteilung.«

»Geschieden.«

Shelby dachte nach. »Mehr fallen mir nicht ein.«

»Das sind auch so ziemlich alle.« Von der Spitze der Zigarette fiel ein wenig Asche auf Charlottes Bluse. Sie wischte ärgerlich daran herum. »Na ja, da ist diese spatzenhirnige Rothaarige im Vertrieb, aber sie ist die Tochter des Verlegers und spioniert wahrscheinlich für Redbook.« Sie blieb stehen, hörte auf zu gestikulieren und sah Shelby mit einem festen Blick aus ihren grauen Augen an. »Ich will damit nicht sagen, daß Ihr Schicksal besiegelt ist. Nach dem, was ich von Ihrer Arbeit gesehen habe, können Sie durchaus doppelt so schnell laufen. Ich will Ihnen nur raten, es sich lange und sorgfältig zu überlegen. Wenn Sie sich im tiefsten Herzen wünschen zu heiraten, dann tun Sie es und überlassen Sie alles andere dem Schoß der Götter. Aber wenn Sie in diesem Geschäft möglichst weit vorankommen wollen – und meiner Meinung nach können Sie es ganz schön weit bringen –, dann schauen Sie sich das Ganze um Himmels willen lange, gründlich und realistisch an, bevor Sie sich entscheiden.« Sie drückte ihre Zigarette aus und setzte sich hin. »Und damit ist die Predigt von Mutter May für heute beendet.«

Shelby mußte lächeln. Sie kannte niemanden, der weniger mütterlich wirkte als Charlotte May. »Vielen Dank für den guten Rat. Ich werde es mir bestimmt genau überlegen.« Sie wollte ihr auch für das Kompliment danken, aber dann würde Charlotte bestimmt denken, daß Shelby es nicht ernst nahm. »Danke« als Antwort auf ein Kompliment klang immer ein bißchen wie »Ich weiß, daß es nicht stimmt, aber vielen Dank, daß Sie versuchen, mich darüber hinwegzutrusten«.

Statt dessen versteckte sie es wie ein Eichhörnchen seinen Wintervorrat, um es später wieder hervorzuholen und sich daran zu freuen.

Es war ein Wunder, daß sie es an diesem Abend bis nach Hause schaffte. Nach dem Mittagessen war das Kopfweh immer schlimmer geworden, und als sie das Büro verließ, begann sie sich zu fragen, ob sie überhaupt Auto fahren konnte. Noch dazu war die zweispurige Brücke über den Mashantucket River, der West Sayer von Bass Falls trennte, völlig verstopft. Benzin- und Dieseldünste hingen über der Straße. Wenigstens wurde nicht gehupt. In dieser Gegend hupte niemand. Schließlich war hier New England.

Shelby fluchte, als sich ein Bus vor sie drängelte und sie in den Gestank seiner Abgase einhüllte. An der nächsten roten Ampel fischte sie ihre Handtasche vom Rücksitz und durchwühlte sie nach Aspirin. Sie hätte es sogar ohne Wasser gekaut, wenn es sein mußte. Dies war ein Notfall.

Ihre Handtasche brachte keinen Erfolg. Das Handschuhfach und die Heckablage ebenso wenig. Sie suchte den Boden ab, so gut sie es konnte, ohne die Kontrolle über das Fahrzeug zu verlieren – nicht, daß das eine Rolle spielte, denn alles stand praktisch still. Auch nichts. »Ich bin einfach zu ordentlich«, murmelte sie.

Sie überlegte, ob sie in eine Nebenstraße abbiegen, eine Schlaufe drehen und dann in den Supermarktparkplatz einbiegen sollte. Aber bis sie dort wäre, könnte sie auch schon zu Hause sein. Seufzend schaltete sie das Radio ein und lehnte sich resigniert zurück.

Es dauerte noch einmal eine halbe Stunde, bis sie ihre Wohnung erreichte. In ihrem Kopf hämmerten rostige Nägel. Vor ihren Augen explodierten Lichtblitze. Sie ging hinein, warf Handtasche und Jacke in Richtung Sofa, schleuderte die Schuhe von den Füßen und ging zur Hausapotheke.

Kein Aspirin. Auch nichts anderes, was sie nehmen könnte.

Shelby knirschte mit den Zähnen.

Vielleicht würde ein Drink helfen. Oder er würde es noch schlimmer machen. Und sie bekämpfte Kopfschmerzen nicht gern mit Alkohol. So oft wie sie Kopfschmerzen hatte, wäre sie süchtig, noch bevor es Sommer würde.

Sie mußte nach draußen zum Laden gehen. Bei dem Gedanken wurde ihr schlecht. Sich überhaupt zu bewegen erschien beinahe

unmöglich. Wenn sie still stand, war es ein wenig besser, aber nur schon ein Drehen des Kopfes löste Wellen pochenden Schmerzes aus.

Fran. Fran hatte bestimmt Aspirin.

Ohne Schuhe anzuziehen, schlich sie den Hausflur hinunter.

»Hallo«, sagte Fran fröhlich. »Komm rein. Ich würde mich für die Unordnung entschuldigen, aber ich will nicht deine Aufmerksamkeit darauf lenken.« Sie sah Shelby durchdringend an. »Ist alles in Ordnung? Du siehst aus, als hätte dich jemand geschlagen.«

»Nur Kopfschmerzen«, sagte Shelby mit einem gequälten Lächeln. »Ich habe kein Aspirin mehr. Hast du . . .«

»Ja, sicher.« Fran ging quer durchs Zimmer zu einem alten Sofa aus Korbgeflecht, das von Kartons, Büchern und undefinierbaren Dingen bedeckt war. Sie nahm alles hoch und legte es auf die Bank vor dem Fenster. »Setz dich. Leg dich hin. Ich bin gleich wieder da. Stirb mir nicht.«

Shelby ließ sich behutsam auf das Sofa sinken und vergrub den Kopf in den Händen. Konzentriere dich, dachte sie. Konzentriere dich darauf, dich so ruhig zu verhalten, wie du kannst. Sie hörte die Tür des Apothekenschränkchens zuschlagen, dann in der Spüle Wasser laufen. Dann Schritte. Dann Frans Stimme.

»Wie viele willst du?«

Sie schaute auf und zuckte zusammen, als das Deckenlicht in ihre Augen stach. »Drei.«

Fran gab sie ihr, reichte ihr das Wasser und schaltete das Licht aus. Sie nahm ihr das Glas wieder ab und stellte es auf einen niedrigen Sofatisch. »Komm, leg dich hin.«

»Mir geht's gleich wieder gut.« Shelby winkte ab.

»Keine Widerworte«, sagte Fran. Sie drückte sie sanft nach unten und stopfte ihr ein Kissen unter den Kopf. Sie hob Shelbys Beine aufs Sofa und breitete eine Decke über sie.

»Es tut mir so leid«, sagte Shelby.

»Mach die Augen zu. Schlaf, wenn du willst. Ich habe noch jede Menge im Schlafzimmer zu tun. Wenn ich zuviel Lärm mache, wirf einfach das Glas nach mir.«

Als sie aufwachte, war es draußen beinahe dunkel. Einen Augenblick lang war sie verwirrt – die Fenster waren am falschen Ort, das Sofa fühlte sich nicht richtig an, die Tür gegenüber führte nicht

in ihre Küche, sondern in ein Schlafzimmer, in dem Licht brannte. Dann erinnerte sie sich, wo sie war und warum. Sie blieb einen Moment liegen, denn sie hatte Angst, daß jede Bewegung den Schmerz zurückbringen würde. Fran ging im Schlafzimmer leise hin und her, raschelte mit Papier und machte Schubladen sacht auf und zu.

Shelby drehte ihren Kopf erst zur einen Seite, dann zur anderen. Die Kopfschmerzen schienen zumindest vorerst vorüber zu sein. Aber sie wollte es nicht riskieren, sich zu schnell aufzusetzen. Sie schloß die Augen, sich hineinlehnend in die Dunkelheit und Wärme und in die Geborgenheit, die sie empfand, als sie Fran leise herumkramen hörte. Wenn sie nur so liegen bleiben könnte, für ein paar Stunden, ein paar Tage . . . Aber nach dem Licht draußen zu urteilen, mußte es bald sieben Uhr sein. Zeit für Rays Anruf.

Sie öffnete die Augen und stemmte sich auf die Ellbogen. So weit, so gut. Sie schwang die Beine auf den Fußboden und setzte sich auf. Nichts. Okay, die letzte große Herausforderung. Aufstehen.

Es ging.

Sie legte die Decke zusammen und brachte sie ins Schlafzimmer.

Fran schaute von einer Schachtel mit Fotografien hoch und lächelte. »Schön, daß du wieder da bist.«

Shelby massierte sich mit einer Hand das Gesicht. »Wie lange habe ich geschlafen?«

»Ungefähr eine Stunde. Geht es dir besser?«

»Viel besser. Kannst du mir sagen, wie spät es ist?«

Fran warf einen Blick auf die Uhr, die auf dem Nachttisch stand. »Zehn vor sieben.«

»Ich gehe jetzt lieber.«

»Das war wirklich ein schlimmes Kopfweh, nicht wahr?«

Shelby versuchte abzuwinken. »Ja, es ging.«

»Hast du das oft?«

»Ziemlich.«

»Es geht mich ja nichts an«, sagte Fran, faltete einen Pullover zusammen und trug ihn zu ihrer Kommode, »aber ich finde, du solltest es untersuchen lassen.«

»Ja, das werde ich machen.«

Fran lachte. »Wirst du nicht. Das merke ich doch daran, wie du es sagst. Was ist mit Ray? Er ist schließlich Arzt, was sagt er denn dazu?«

»Ich habe ihm noch nichts davon erzählt.«

Fran schaute sie an. »Du bist wirklich sehr kompliziert. Mir, einer beinahe Fremden, vertraust du dich an, aber dem Mann, den du womöglich heiraten willst . . .«

»Ich habe nie behauptet, daß ich ein rational denkender Mensch sei«, sagte Shelby rasch. Sie legte die Decke aufs Bett. »Vielen Dank für . . .«

»Bedank dich nicht. Wir beide sind einfach die hilfsbereitesten Menschen auf der ganzen Welt, nicht wahr?«

»Allerdings.« Sie kehrte sich zum Gehen und wandte sich noch einmal um. »Fran?«

»So heiße ich.«

»Ray ruft um sieben Uhr an, aber es dauert bestimmt nicht lange. Hast du danach Lust, essen zu gehen?«

»Ich dachte schon, du würdest nie fragen.« Sie schaute von ihren Fotos auf. »Aber ich muß dich warnen, mir ist nach etwas ganz Schrecklichem. Gibt es hier in der Stadt ein McDonald's?«

Shelby lachte. »Leider nicht.«

»Dairy Queen? Burger King? Hot Dog Prince?«

»Fehlanzeige.«

»Banausen.«

»Wir haben allerdings unsere eigene Fast-Food-Variante. Ein einziger verräucherter Raum, Hängepflanzen aus Plastik, ein Gestank von Fritieröl und Fisch, und die Polsterung in den Sitzecken ist überall aufgerissen.«

»Wunderbar«, sagte Fran.